

DORIS WIRTH

Findet mich

DORIS WIRTH

Findet mich

ROMAN



Dieser Roman wurde durch einen Werkbeitrag der Stadt Zürich gefördert.



Stadt Zürich
Kultur

Doris Wirth
Findet mich

Lektorat: Anne Wieser
Gestaltung und Satz: Nadja Zela
Umschlaggestaltung unter Verwendung
eines Fotos von Miklós Klaus Rózsa.

© Geparden Verlag GmbH, Zürich, 2024
www.gepardenverlag.ch

Alle Rechte vorbehalten
Druck und Bindung:
Gyomai Kner, Gyomaendrőd
Printed in Hungary
ISBN 978-3-907406-11-3
1. Auflage 2024

Für meine Eltern

Ich dachte immer, dass ich aus der normalsten Familie der Welt komme. Mein Vater heißt Erwin, meine Mutter Maria. Mein Bruder heißt Lukas. Ich heiße Florence.

Die Welt, in die ich geboren werde, besteht aus Spannteppichen: einem roten in meinem Zimmer und einem orangen im Flur. Der Wohnzimmerteppich ist beige. Der Küchenboden blau mit weißen wolkenchlierenartigen Einsprengseln. Wir verschütten den Sirup punktgenau dann, wenn meine Mutter frisch gewischt hat. Sie konstatiert es mit einem Hauch Dramatik, Mamma mia, nicht schon wieder, und ihre Augen verdrehen sich, ehe sie sich den Lappen schnappt und uns zulächelt.

Wir frühstücken Weißbrot mit Butter und Marmelade, meine Eltern trinken Filterkaffee, wir Ovomaltine. Manchmal entdecke ich mein Gesicht verzerrt im glänzenden Satz der Tasse und freue ich mich darüber. Ich schaffe es, die Tasse am Mund angesaugt zu lassen und sie nur mit dem Vakuum, ohne Hände, zu halten. Mein Bruder kann auf Befehl rülpsen.

Den Reis und die Nudeln lagert meine Mutter in beschrifteten Tupperware-Dosen. Konserven holen wir aus dem Wandschrank im Schlafzimmer. Dort steht auch das Sturmgewehr meines Vaters, das er wie alle Schweizer Soldaten zu Hause verwahrt. Manchmal stelle ich mir vor, wie er Einbrecher mit dem Gewehr verjagt. Das gibt mir die Sicherheit, die ich brauche, um einschlafen zu können.

Abends trinkt mein Vater ein Bier und meine Mutter

öffnet vor dem Fernseher eine Tafel Schokolade (meistens ist am nächsten Morgen nichts mehr davon übrig).

Meine Mutter ist für mich: Wärme, Verständnis, die haselnussbraunen Augen innig, die dauergewellten Haare hart vom Haarspray (ich erinnere, wie sie sich an meinen Fußsohlen anfühlen, wenn ich die Füße auf ihren Kopf beim Fiebermessen ablege), ihre Haut warm und weich und braungebrannt, wenn sie mich wiegt, mich durch die Wellen trägt im Meer, meine Welt an Land begrenzt durch ihren großen Fuß, der sich im Sand vor mir auftürmt, rau und weiß an den Sohlen, wie ein guter Wächter.

Mein Vater ist für mich: eine breite Stirn, an der ich mich festhalte, wenn ich auf seinen Schultern reite, starke Beine, an denen ich hochklettern darf, wenn er nach Hause kommt, und zwischen denen ich Ski fahren lerne, er ist ein großer Kopf mit Brille, der so viel weiß und den ich alles fragen kann. Er ist der, der alle zum Lachen bringt und er ist der, der schimpft, wenn etwas zu weit geht.

Und mein Bruder: Nun, er war immer schon da. Mit ihm spiele ich, mit ihm zanke ich mich, mit ihm füßle ich unter dem Küchentisch, bis wieder etwas auskippt, ihm eifere ich nach, denn er kann, was ich noch nicht kann.

Im Flur hängt ein Foto von uns: wir vor einem Torbogen, um uns ranken sich Rosen. Ich lehne zwischen den Beinen meiner Mutter, die in Wanderhosen und ro-

ten Socken stecken. Ihre Hände ruhen auf meinen Schultern. Mein Bruder blinzelt ins Sonnenlicht. Mein Vater hat einen Arm um ihn gelegt, den anderen um Mama. In seinem Mund klemmt die Pfeife. Man sieht seine Grübchen.

Es ist das einzige Bild von uns in der Wohnung im vierten Stock des Wohnblocks, vor dem zwei Tannen in den oft milchigen Himmel stechen. Es kommen keine weiteren Aufnahmen dazu. Keine von uns, wie wir größer werden, keine von unseren Urlauben und kleinen Fluchten, keine von meinen Eltern, bevor es uns gab. Ich bewundere manchmal die Fotowand bei meiner Tante: Da hängen Fotos aller Kinder von Jahr zu Jahr, und es gibt ein Bild von ihr und ihrem Mann als junge Menschen, sonnenbebrillt an einen VW-Käfer gelehnt. Mir scheint, sie haben Wildes erlebt.

Wir hingegen, unter den Rosen, sind hinter Glas konserviert. Ich hätte nicht geglaubt, dass wir jemals aus dem Rahmen fallen würden.

*

1804 wurde mein Urururgroßvater geboren. Jacob Rüegg. Der heiratete die Margaretha Maag, die ihm zehn Kinder gebar. Zwei Kinder heirateten, das dritte starb mit vierzig ledig, das vierte, Hans Jacob, wurde nicht älter als ein Jahr. Das fünfte blieb sein Leben lang im Elternhaus. Das sechste erlag der Grippe. Das siebte

wurde wieder nach dem Vater benannt. Dann kamen die Kinder im Zweijahresabstand: Junge, Mädchen, Junge. Keines überlebte das Kleinkindalter.

Hans Jacob Rüegg, der Siebtgeborene, heiratete 1870 die Barbara Kobalt und übernahm deren Hof. Er lag auf einer Anhöhe. Die Felder waren abschüssig. Der Platz dem Wind ausgesetzt. Sechs von sieben Kindern erreichten das Erwachsenenalter. Der Älteste führte den Hof weiter. Die anderen heirateten und kamen so an einen Betrieb. Auch Rudolf, mein Urgroßvater, weibte sich ein: bei Elisabetha, der Tochter vom Schmied. Durch die Hochzeit kam er an fünf Hektar Land und sieben Hektar Wald.

Als sie sich an einem sonnigen Märztag das Ja-Wort gaben, zeichnete sich unter Elisabethas Spitzenkleid der Bauch ab. Das Kind kam Mitte August auf die Welt. Nach fünfzehn Tagen lag es leblos in der Wiege. Elisabetha trug es allein zu Grabe. Zeit zum Trauern blieb ihr nicht. Sie war die Einzige, die melken konnte. Bei späteren Geburten entband sie morgens und hockte abends unter dem Euter. Rudolf brütete ständig über seinen Ideen zur Verbesserung der Landwirtschaft.

Dem zweiten Kind der beiden war mehr Glück beschert. Es würde die Augen erst kurz vor seinem hundertsten Geburtstag für immer schließen. Das dritte hieß Margaretha. Ein gutes Jahr darauf folgte Rudolf. 1917 wurde Kaspar geboren. Über ihn schweigt sich die Fa-

milie aus. Und auch im Dorf schweigt man. Nur um sein Haus wurde ein Bogen gemacht. »Da drin ist Schlimmes passiert«, sagte man den Kindern. Im Sterberegister lautet sein Eintrag: 24. Juli 1941. Am selben Tag endet auch das Leben seiner Frau Rosa und des gemeinsamen Kindes Barblina.

Das fünfte, Otto, hatte eine Mittelohrentzündung, Eiter tropfte ihm aus dem Ohr. Seither hörte es nichts mehr. Und redete auch nicht. Otto saß in einer Ecke und stierte vor sich hin.

Der jüngste Sohn war Werner. Mein Großvater. In seinem Geburtsjahr erwarben zwei Familien einen Traktor. Drei Jahre später kaufte sich der Landamman als erster im Tal ein Automobil.

Auch Rudolf Rüegg, mein Urgroßvater, wollte zu Geld kommen. Jahr für Jahr versuchte er es. Und Jahr für Jahr kam der Viehhändler, ließ sich nicht hereinlegen und führte ihm die schönste Kuh aus dem Stall. Wer schuf-tete, Tag und Nacht, war Elisabetha. Sie war jetzt acht-unddreißig und kommandierte Haus und Hof. Der kleine Werner wurde nebenbei groß. Die Schwestern spielten mit ihm Mutter und Kind, sangen und trösteten, wenn er weinte.

Als Werner neun war, heiratete Margaretha. Sie hatte sich den Ernst Schütz geschnappt, den zweiten Automobilbesitzer im Dorf. Das Auto war es ihr wert, gegen die alte Familienfehde zu verstoßen. Ihr Vater weigerte sich, die Tochter zum Altar zu führen. Es war Werner

verboten, die Schwester zu besuchen. Manchmal schlich sich der Bub an der Kirche vorbei und schlüpfte durch den Kücheneingang. »Werner, mach, dass du wegkommst!«, begrüßte ihn die Schwester. Er lugte in die Töpfe und leckte weiße Sauce von der Kelle.

Die Fußstapfen des Bruders, der das Tal verließ, um Oberturner zu werden und eine Stelle in einem Optikunternehmen anzutreten, waren zu groß für Werner. Er blieb zurück im Dorf. Den Hof wollte er nicht übernehmen. Für einen neuen Traktor hätte ihm der Vater jederzeit Geld gegeben. Nicht aber für die Ausbildung.

Er machte eine Lehre als Landmaschinenmechaniker. Tag für Tag fuhr er die zwanzig Kilometer mit dem Fahrrad. Auch bei Regen. Und im Schnee. Vor der Lehrabschlussprüfung nahm sein Vater ihn beiseite: »Hoffentlich bestehst du die Prüfung nicht. Dann wird ein rechter Bauer aus dir.« Doch den Gefallen tat Werner ihm nicht.

Er arbeitete, zog ins Welschland und genoss das Leben, bis sein großer Bruder ihm ins Gewissen redete. Da kam er zurück, wurde Ingenieur und später Abteilungsleiter einer großen Baufirma. Die Stallstiefel trug er nicht mehr, dafür Jackett und Melone, um sein früh ausfallendes Haar zu bedecken. Er war schon fast dreißig, als er seine Anzüge aus der Chemischen Reinigung holte und da seiner Zukünftigen begegnete.

»Ein Topolino?« Meine Großmutter klatschte in die Hände und lachte übermütig. Werner nahm Claire mit

auf eine Spritztour. Ein knappes Jahr nach der Hochzeit, einen Monat früher als erwartet, als Werner noch auf Geschäftsreise war, lag Claire in den Wehen. Blau im Gesicht, die Nabelschnur um den Hals gewickelt, erblickte ein Kind das Licht der Welt: Mein Vater. Erwin.